

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preussischen Monarchie.

Magazin

für die

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Mag. Pr. Staatszeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohlhobl. Post-Ämtern.

Literatur des Auslandes.

N^o 86.

Berlin, Mittwoch den 18. Juli

1838.

Frankreich.

Unfreiwilliger Humor.

Durch zwei Notizen in Nr. 58 und 60 des „Magazins für die Literatur des Auslandes“ aufmerksam gemacht, daß der „spirituel auteur des mémoires de la Marquise de Créquy“ meine Bilder aus Berlins Nächten in das Französische übersetzt, schrieb ich an einen Freund in Paris, welcher mir das Buch sandte und mich dadurch in den Stand setzte, den erwähnten Notizen, so wie den gegebenen Uebersetzungs-Probchen, noch einige andere hinzuzufügen, die vielleicht Interesse für die Leser des „Magazins“ haben dürften.

Der spirituel éditeur (nicht auteur) des Mémoires de la Marquise de Créquy ist nicht ganz so schuldig, als die einzelnen Auszüge, welche in Französischen Journalen aus seiner Uebersetzung gestanden, es vermuthen ließen. Auf dem äußeren Umschlag steht unter den Worten „les nuits de Berlin“ mit möglichst kleiner Schrift: imitées de l'Allemand de Schneider; auf dem Haupttitel aber ist diese Captatio benevolentiae vorsichtig weggelassen, weil der spirituel éditeur sehr gut weiß, daß das Buch ohne Umschlag gebunden wird, wo dann der Haupttitel allein übrig bleibt, um Kunde von dem esprit de l'éditeur zu geben. So hat er also den Schein gerettet, und der Deutsche hat kein Recht an das Mitglied der großen Nation. Aber:

Tarry Jew!
The law hath yet another hold on you.

Halt Jude!
Das Gesetz hat andern Anspruch noch an Dich!

Zu den beiden Probchen von Uebersetzung, welche das „Magazin“ schon gegeben, kann ich mir das Vergnügen nicht versagen, noch einige hinzuzufügen. Sie reihen sich würdig an den „Schwadronneur“, übersetzt mit chef d'escadron, und die „Wusterehäuser“, übersetzt mit enrhumés.

Und hing mit stierem Blick an den Lippen des eifrig sprechenden Rathes:

et il fixait des yeux ardents, comme ceux d'un taureau (Stier) u. s. w.

Merkt Dir den Namen des Großmauls da drüben:
Souviens toi du nom de cet homme à grande bouche, qui est en face de nous.

Der Schiffer stand mit eingelegerter Lanze:
armé d'une lance damasquinée.

Der unaufmerksame Churfürst:
l'électeur stupéfait.

Bom Lustgarten bis an den Thiergarten:
depuis le jardin de plaisance jusqu'au jardin des animaux féroces.

Mit unglaublicher Geschwindigkeit und trotz des geschicktesten Kammerdieners:

Avec l'incroyable prestesse et toute l'insolence (Trog) du valet de chambre le plus expérimenté.

Alle Wetter! die ist nicht bitter, sagte ein Bedienter, als die Braut vorüberging:

Par tous les diables, voilà une chose, qui est mortellement amère etc.

So könnte ich noch lange fortfahren, ganze Phrasen aus der spirituellen Uebersetzung zu ziehen; aber ein kleines Vocabularium zum Nutzen und Frommen künftiger Uebersetzer muß ich doch noch hinzufügen.

Maison de Campagne — Borwerk.

La bande sarouche — das wilde Heer.

Un bandit forestier — Buschklepper.

Les avant-postes de la ceinture — die Vorposten-Kette.

Les gardes de la cuillère — die Löffelgarde.

Le Pième de Cavallerie — der dritte Beritt (Escouade).

Commis-au-pains — Kommissbrod-Ritter.

Le terrain monacal — bei Pfaffenländers (ein Wirthshaus in der Hasenhaide).

l'Ukraine meridionale — Uckermark.

Le lieutenant supérieur. — der Oberst-Lieutenant.

Was sagt der Leser zu dieser ungemein sinnigen Uebersetzung? Aber damit hat der spirituel éditeur sich noch nicht begnügt. Fast auf jeder Seite ist der Sinn so gewaltsam entstellt und mit so gehässigen Anmerkungen gegen Deutschland, sein Wissen, seine Kunst, seine Verfassung, seine Sitten versehen, daß ich feierlich gegen diese gewissenlose Verunstaltung meines Werkes protestire. Ist steigt der Unfug auf eine Stufe, daß man kaum seinen Augen traut. Bei Gelegenheit eines Friedens-Manövers bei Spandau unter Friedrich II. heißt es: ou la bayonette agissait de franc jeu, — es ist die Rede von „indigne carnage“, und am Ende lehrt General Zieten „avec son régiment qui comptait à peine deux à trois cents blessés“ nach Berlin zurück. Das ist nicht mehr übersetzt, das ist bearbeitet, und Wie! — Bei jeder Gelegenheit theilt mein spiritueller Bearbeiter Prügel aus, von denen sich in meinen Bildern keine Spur findet. Sage ich: Du bekommst Deinen Abschied, so fügt er hinzu und bearbeitet mich: accompagnés de cent coups de schlague. Sage ich: Na! wird's bald? so bearbeitet mich mein éditeur und sagt: Avez Vous envie de recevoir la schlague? — Bilde ich mir ein, geschrieben zu haben: „Die halbwachen Soldaten räumten ihm bereitwillig ein Plätzchen ein“, so beweist mir mein „Imitateur“, daß ich hätte schreiben sollen: les soldats, apres quelques rudes secousses qui leur firent administrées par le chef du poste et qui furent reçues avec cette resignation dont la subordination prussique (ein neues Wort!) leur a donné l'habitude ils se reveillerent etc. — Mit verschwenderischer Fülle hat er die Umgegend von Berlin beschrieben. Er sagt gleich auf der ersten Seite, daß der torrent d'Urbhémi bondissait en écumant au milieu des rochers de la foret vierge. Ich bedaure aber, versichern zu müssen, daß im Reichthum Berlins weder ein torrent noch rochers sich befinden. Die Panke müßte denn den klangvollen Namen d'Urbhémi tragen — aber nein, wer von der Panke sagen wollte, „bondissait en écumant“, würde ihr schmeicheln, und das verdient sie nicht. — Aber nicht allein die Natur Schönheiten Berlins hat er bearbeitet, auch die Charakteristik meiner Helden muß ihm mangelhaft erschienen haben. Unter Anderem sagt mein Friedrich II.: „Wenn ich einmal zur Regierung komme, so bekomme Er das Privilegium“; der Friedrich II. meines spirituellen Imitateurs sagt aber: Vous obtiendrez le privilège en question, si Dieu me fait la grace d'avoir le malheur de perdre mon père. Pfui! und abermals Pfui!

Ich muß gestehen, daß ich ordentlich misstrauisch gegen Alles geworden bin, was ich noch schreiben will; denn es scheint doch ein so tiefer Sinn darin versteckt seyn zu wollen, daß ich nicht versäumen werde, dem spirituel éditeur des Mémoires de la Marquise de Créquy und der Nuits de Berlin mein Manuskript zur gefälligen Uebersetzung und schätzenswerthen Bearbeitung zu übersenden, ehe ich mich unterstehe, es drucken zu lassen. Merkwürdig genug ist es, daß man sich oft den Spaß gemacht hat, den Thiergarten Jardin des animaux zu nennen; daß aber mein geehrter Bearbeiter wirklich ganz im Ernst so übersetzt und zu besserer Verständigung noch animaux féroces hinzugefügt hat, das ist „Unfreiwilliger Humor“.

Berlin.

L. Schneider.

Die Schreckenszeit in der Bretagne.

(Fortsetzung.)

Die Angelegenheiten, die mich nach Rennes gerufen, nahmen mir mehr Zeit weg, als ich anfangs gedacht; Alles war in einem so verworrenen Zustande, daß sich von allen Seiten unvorhergesehene Hindernisse erhoben.

Der General Labourdonnaye hatte La Roche-Bernard wieder genommen, aber die royalistische Armee drohte, Rennes zu belagern; der Mangel begann um sich zu greifen, und Carrier, als er von Saint-Malo zurückkehrte, wohin er sich begeben, um, wie er sagte, „das Rasiermesser der Nation scharf zu machen“, versuchte das in Rennes, was er später in Nantes mit einem Aufwand von Grausamkeit durchführen sollte, der seinen Namen unvergesslich gemacht hat. Glücklicherweise hatte ihm in Rennes der Zufall eines jener einfachen und edlen Wesen in den Weg gestellt, bei denen Menschenliebe alle Kraft ersezt und die jedes Unheil abwenden, indem sie ihren eigenen Körper zur Mauer machen.

Dieser Mann war ein armer Schneider, Namens Leperdit. Aus Pontivy im Morbihan gebürtig, hatte er hier nur die unvollkommene Erziehung der Kinder seines Standes erhalten. Der Pfarrer, dem seine Anlagen auffielen, erbot sich, ihm einen Freiplatz in dem Seminar der Diözese zu verschaffen, aber Leperdit wollte nicht; als man ihn um die Ursache dieser Weigerung fragte, antwortete das Kind: „Die Seminaristen vergessen zu schnell ihre Aeltern; man gewöhnt sie daran, nur an ihren Bischof zu denken und nur ihm zu gehorchen; ich will kein Priester werden, damit ich nicht meine Mutter weniger liebe.“

Er lernte also das Gewerbe seines Vaters, ließ sich im 18ten Jahr zu Rennes nieder und verheirathete sich bald darauf. Mehrere Jahre lang führte er das Leben eines stillen, fleißigen Arbeiters, verdiente sich jeden Tag das Mahl des folgenden, nahm sich eine kleinere Portion, sobald ein hungernder Unglücklicher zu ihm kam, arbeitete sechs Tage ohne Aushören und war ganz glücklich am siebenten, wenn er mit einem Kinde an jeder Hand ausgehen konnte. Bei diesem zurückgezogenen, strengen Leben reifte sein Geist ganz still für größere Dinge. Als die Revolution kam, begrüßte er sie mit ruhiger, aber fester Freude wie ein längst erwartetes Recht. Da er mit zu den Ersten gehörte, die sich zur Vertheidigung der Volksrechte waffneten, wollte man ihm eine Beförderung geben. „Die Fähigsten müssen anführen“, sagte er; „ich habe bloß zu gehorchen.“

Aber die Ereignisse drängten vorwärts, und die, welche die Revolution begonnen hatten, waren von ihr überholt worden. Rennes hatte nun schon drei Maires gehabt; der erste hatte sich, als die bösen Tage kamen, zurückgezogen, der zweite versteckte sich vor dem Schaffot, der dritte war bei Vire gefallen, wie Joseph Sauveur, von den Chouans ermordet. Der Bürgerkrieg war an den Thoren, der Aufruhr im Innern, die Noth überall, und nun kam noch Carrier! . . .

Da meldete man Leperdit, daß ihn seine Mitbürger zum Municipal-Beamten erwählt hätten. — „Ich darf nicht zurücktreten“, sagte er, „weil die Gefahr da ist; ich halte mich unfähig, aber ich will's versuchen. Wenn ich im Augenblick der Gefahr stiche, so mögt Ihr mich bestrafen.“

Um dann ein gutes Beispiel zu geben, verwandelte er seine Werkstätte in eine Kaserne und nahm darin dreißig Soldaten auf, die von den geringen Ersparnissen lebten, welche er durch Entbehrungen von zehn Jahren gesammelt hatte. — „Was wirst Du Deinen Kindern hinterlassen?“ fragte ein Freund, den diese patriotische Hingebung beunruhigte. — „Mein Beispiel zur Nachahmung“, antwortete der Schneider.

Dies war der Mann, den Carrier vorfand, als er nach Rennes kam. Wir haben schon erzählt, daß die Föderalisten in dem großen Departement sehr stark waren, und der Abgeordnete des Konvents hatte den besonderen Auftrag, gegen diese kaum besiegte Partei einzuschreiten; seine erste Sorge war also, von dem Rath eine Proscriptions-Liste zu verlangen. Dieser, erschrocken, fertigt sie schnell an und überreicht sie unserm Leperdit. — „Ihr habt einen Namen vergessen“, sagte er. — „Welchen?“ — „Den meinigen; denn die Meisten von denen, die Ihr da aufgeschrieben, sind mit mir einer Ansicht und haben wie ich für die Freiheit gekämpft.“ Verlegen sahen sich die Mitglieder des Raths an. — „Diese Liste ist eine Rechnung für den Henker“, sagte Leperdit; „ich werde sie nicht unterzeichnen.“ — „Aber Carrier hat sie verlangt, und sie verweigern, heißt seinen Kopf preisgeben.“ — „Ich weiß; ich will auch die Weigerung auf mich nehmen.“ Und die Liste zerreißend, fügte er hinzu, indem er den Umstehenden die Hand reichte: „Lebt wohl, Brüder; ich empfehle Euch meine Kinder!“ . . . Er begab sich sogleich zu Carrier. — „Bringst Du mir die Liste?“ fragte dieser auf der Stelle. — „Nein.“ — „Warum nicht?“ — „Weil ich nicht zu geben will, daß man eine macht.“ Der Konventsmann erhob sich wie ein verwundeter Löwe. — „Hast Du oder ich hier zu befehlen?“ schrie er. — „Keiner von Beiden; nur die Gerechtigkeit herrscht, und sie verbietet es, Brüder anzugreifen, die weiter nichts gethan, als sich getäuscht. Mache Du selbst diese Liste, wenn Du willst; wir sind keine Denunzianten.“ — „Aha, Du nimmst die Partei der Anarchisten, der Gemäßigten, der Calotins . . . Und wenn ich Dich nun im Gefängniß verschmachten ließe?“ — „Ich würde hingehen.“ — „Wenn ich Dich aber auf die Guillotine brächte?“ — „Du hast Deinen Willen.“

Carrier schnaubte und schlug mit der Faust auf den Tisch; dieser ruhige Widerstand reizte seinen Zorn, ohne ihm einen Anlaß zum Ausbruch zu geben. — „Kehre nach der Mairie zurück“, sagte er endlich zu Leperdit; „ich verweise Dich dorthin.“ — „Das ist überflüssig“, antwortete der Schneider; „seit einem Monat habe ich keine andere Wohnung.“ Leperdit lehrte in die Mairie zurück, aber Carrier sprach von der Proscriptions-Liste nicht mehr.

Bei einer anderen Gelegenheit warf ihm der Konvents-Deputirte vor, die Flucht mehrerer Priester begünstigt zu haben, die außer dem Gesetz erklärt worden seien. — „Sie standen nicht außerhalb der Menschlichkeit“, antwortete der Schneider. Müde dieses Widerstandes, beschloß Carrier, abzureisen und nach Nantes zu gehen, wo er mehr Gelehrigkeit zu finden hoffte. Beim Abschied von Leperdit sagte er mit drohendem Tone: „Ich komme wieder.“ — „Du wirst mich finden“, erwiderte der Maire ruhig. Carrier erschien nicht wieder in Rennes.

Aber nachdem er fort war, blieben noch die Dummen und die Schurken zurück, die ja immer bereit sind, sich mit dem Blut der Anderen loszukaufen. In dem Kampfe der Girondisten gegen

den Berg hatten sich Viele kompromittirt. Die Mitglieder des Comité des Correspondences avec la députation d'Ille-et-Vilaine hatten am 7. Juni 1793 folgenden Brief an den Bürger Beaugeois geschrieben:

„Bürger, Unwille und Schmerz haben sich von allen Seiten erhoben bei der Nachricht von der ungesetzlichen Verhaftung der 22 Mitglieder des National-Konvents und der Kommission der Zwölf. Die Bürger des Departements Ille-et-Vilaine werden das verbrecherische Attentat einer tyrannisch-blutdürstigen Faction, die Verletzung aller Menschenrechte und die Beschiagnahme aller Briefe und periodischen Blätter zwischen Paris und den Departements nicht ungerächt lassen. Nicht ohne das größte Erstaunen haben Eure Mitbürger die Gleichgültigkeit angesehen, womit Ihr ihnen die Verhaftung Lanjuinais' meldetet, eines Mannes, dessen Einsicht, Rechtschaffenheit und unerschütterlichen Patriotismus sie in allen Zeiten zu erkennen Gelegenheit hatten. Der National-Konvent ist nicht mehr frei.“

Derselbe Lanjuinais nun, den man so vergöttert hatte, war jetzt geächtet und auf der Flucht; die blutdürstige, tyrannische Faction hatte gesiegt, und man mußte ihr jetzt Zeichen der Reue geben. Doch unter den Starken die Opfer auszuwählen, wäre schwer oder gefährlich gewesen; man suchte sie unter den Schwächsten und Verlassenen.

Leperdit hatte dahin gewirkt, daß die frommen Frauen im Hospital zu Rennes ihr Liebesamt ferner verwalteten. Carrier zeigte sich betroffen bei ihrem Anblick und schalt sie „wegen der geheimen Hilfe, die sie den widerspänstigen Priestern leisten konnten“; doch die gute Verfassung des Hospitals hatte sie diesmal gerettet. Nach seiner Abreise erfuhr man, daß zwei von diesen Nonnen einen goldenen Ring als Andenken der Dankbarkeit von einer Wundheilerin bekommen hätten, die man zum Tode führte, und die sie früher gepflegt hatten. Dies war genug für die wüthendsten Sanstulotten, die eine Gelegenheit suchten, dem Berg ihren Patriotismus zu beweisen. Sie schrien, es wäre ein Einverständnis vorhanden zwischen den Schwestern und den Räubern! Dieser Ring war offenbar der Lohn für eine Verrätherie; das Wohl der Republik stand auf dem Spiel; ein Beispiel mußte gegeben werden u. s. w. Kurz, die beiden Schwestern wurden verhaftet und ins Gefängniß geschleppt.

Leperdit hört es: um einen Streit zu vermeiden, der entweder die Autorität der Richter oder die seinige gefährdet hätte, geht er ohne Weiteres in den Thurm Le Bast, wo die Nonnen eingesperrt waren. — „Was macht Ihr hier?“ fuhr er sie an; „wer hat Euch erlaubt, von Eurem Posten zu gehen?“ Die Schwestern wollen ihn belehren. — „Keine Entschuldigungen“, schrie Leperdit; „die Kranken brauchen Eure Pflege: Euer Gefängniß ist das Spital; da send Ihr wenigstens dem Vaterland nützlich.“ Dann wandte er sich an den Kerkermeister, befahl ihm, die beiden Frauen zu entlassen, und führte sie scheltend in das Hôtel-dieu zurück. Die Richter verstanden die Lection und verlangten ihre Gefangenen nicht zurück.

Wir haben schon erzählt, daß der Mangel in Rennes um sich griff. Die Royalisten, die sich nur durch die Anstiftung der Zwietracht unter ihren Vertheidigern der Stadt bemächtigen zu können hofften, verbreiteten das Gerücht, daß diese Noth absichtlich unterhalten würde von den Mitgliedern des Gemeinderathes, die auf das Korn spekulirten. Die Noth macht leichtgläubig; das Volk, das vor Hunger umkam, versammelte sich, und, aufgereizt von einem Elenden Namens Toinel, der wegen Diebstahls heiliger Gefäße schon zweimal zum Strick verurtheilt worden, lief es auf den Rathhausplatz und verlangte mit drohendem Geschrei den Maire. Leperdit erscheint auf dem Balkon und will sprechen; aber man läßt ihm keine Zeit dazu. — „Brod! Brod!“ schreit die erbitterte Menge. — „Ich habe keins.“ — „Dann gib Dein Leben.“ — „Ich werde es Euch bringen.“ Er verläßt das Fenster, um hinunterzugehen; seine Freunde versuchen, ihn zu halten. — „Nein“, sagte der Schneider, „ihre Wuth nimmt zu; ich muß sie entweder durch meine Worte oder durch mein Blut besänftigen.“ Da erklärt der Offizier, der im Innern des Stadthauses kommandirt, er werde den Maire mit eigener Lebensgefahr vertheidigen, und befiehlt seinen Soldaten, ihre Gewehre zu laden. — „Was machst Du, Bürger?“ ruft Leperdit; „ich habe geschworen, fürs Volk zu sterben, und nicht, es für mich sterben zu lassen. Bleib' hier, ich geh' allein hinaus. Man tödtet nicht so schnell, wie Du glaubst, einen rechtschaffenen Mann. Siehst Du denn auch nicht, daß ich bewaffnet bin? ich habe meine Schärpe um.“ Er geht hinab und zeigt sich der Menge. Bei seinem Anblick weicht man zurück, und es tritt ein Moment des Zauderns ein. Aber Toinel und einige Schurken, die er abgerichtet, fangen ihr Geschrei wieder an. Die Wuth erwacht aufs neue, der Tumult nimmt zu, und es fangen an Steine zu fliegen. Leperdit, an der Stirn getroffen, taumelt. Beim Anblick des fließenden Bluts erschrickt das Volk. Es erfolgt eine Minute Ruhe. — „Bürger“, sagt Leperdit sanft lächelnd, „Wunder, wie Jesus Christus, kann ich nicht thun und also auch nicht diese Steine in Brod verwandeln. Könnte ich Euch dagegen mit dem Blut nähren, das Ihr fließen seht, mit Freuden gab' ich den letzten Tropfen hin.“

Bei diesen edlen, theilnahmvolllen Worten senken sich alle Augen; die Menge wird fast verlegen. Dies benützt Leperdit und vertheidigt die Gemeine, indem er an Alles erinnert, was sie gethan hat und noch thut, um den Ueberflus wiederzubringen. Er spricht lange sehr ruhig, mit sanfter, unveränderter Stimme, und unterbricht sich nur, um das Blut an seinem Gesicht zu

trocknen. Die Menge sah, daß sie getäuscht worden, und nun kam die Reue, dann die Schaam. Der Lärm legte sich, und bald war die Menge auseinandergegangen.

Doch endlich nahm die ganze Revolutions-Bewegung ein Ende; die Chouans und die Bendeer legten die Waffen nieder; der Ueberfluß kehrte zurück und mit ihm die öffentliche Ruhe. So lange die Mairie von Rennes ein gefährlicher Vorposten gewesen, den ersten Schlägen der Räuber und des Pöbels ausgesetzt, wollte Keiner was davon wissen; kaum aber war wieder Ehre und Gewinn dabei zu erlangen, als Jeder sich erbot, Leperdit zu ersetzen. Die wohlherzogenen Leute merkten zuerst, daß die orthographischen Fehler nur von einem armen Schneider herrührten. In einer Zeit, wo es zu sterben galt, da hatte man ihn gern zum Administrator angenommen; jetzt, da die Gefahr vorüber war, verlangte dieser Posten einen angesehenen Mann, der Välle geben konnte! Die republikanische Gleichheit war nur noch eine in den Buchstaben des Gesetzes verbannte Fiction; die Reaction gegen die demokratischen Gewohnheiten ward immer stärker, und die zerlumpten Sanskulotten von 93 verwandelten sich bald in Incroyables. Leperdit sah ein, daß seine Zeit vorbei sei, und ohne nach dem ferneren Besitz einer Macht zu streben, die er nie gesucht, kehrte er, gleich Cincinnatus zur Pflugschaar, in seine Werkstatt zurück, indem er selbst nicht einmal die Größe seines Opfers ahnte. Doch nahm er später Theil an der Deputation, die der Municipalrath in Rennes abschickte, um Napoleon bei seiner Durchreise durch Nantes zu beglückwünschen. Seine Züge fielen dem Kaiser auf. — „Wie heißen Sie, mein Herr?“ fragte er den Ex-Maire von Rennes etwas ungestüm. — „Leperdit, Schneider.“

Napoleon wunderte sich darob und verlangte eine Erklärung, die er bekam. — „Was denkt das Volk von mir?“ wandte sich der Kaiser wieder an Leperdit. — „Das Volk bewundert Sie.“ — „Ist das Alles?“ — „Ja.“ — „Wirft man mir denn etwas vor?“ — „Die Willkür, Sire.“ Der Kaiser, der auf und ab ging, blieb vor Leperdit stehen und sah ihm ins Gesicht. — „Herr, Sie wollen mir wohl beweisen, daß das Sprüchwort von der Freimüthigkeit der Bretons Recht hat? ... Uebrigens hab' ich's gern, wenn man offen spricht. ... Kommen Sie.“ Und dem Schneider ein Zeichen gebend, zog er ihn in eine Fensterbrüstung, wo er eine ganze Stunde mit ihm plauderte. Leperdit benahm sich ohne Verlegenheit; die Anträge des Kaisers wies er ab und gab seine republikanischen Meinungen zu erkennen. Als er sich empfahl, folgte ihm Napoleon mit dem Blick. — „Ein Eisenkerl!“ brummte er. Noch an demselben Abend bekam der Maire von Rennes, Marquis v. Blossac, der sich gelehriger als sein Gefährte gezeigt, das Schreiben, das ihn zum Ritter der Ehrenlegion ernannte.

Seit damals bis zu den hundert Tagen blieb Leperdit den politischen Angelegenheiten fremd. Da nahm er trotz seines Alters die alte Kokarde hervor und marschirte mit den Föderirten Nantes zu Hilfe, das von den Bendeern bedroht ward. Nach Ludwig's XVIII. Rückkehr setzte man seinen Namen auf die Liste der Municipalräthe, aber er wollte keinen Eid leisten. Der Präfect, außer sich vor Wuth, forderte ihn vor sich. — „Hüten Sie sich“, sagte er zu dem Greise, „man zeigt sich nicht ungestraft als Feind Seiner Majestät; ich sag's Ihnen vorher.“ — „Sie sind viel zu jung und ich viel zu alt, als daß ich von Ihnen Lehren annehmen sollte“, antwortete der Schneider lächelnd. — „Sie werden schwören, Herr.“ — „Nie!“ — „Sie tragen den Kopf sehr hoch.“ — „Weil in meinem Leben nichts ist, weshalb ich ihn zu senken brauche.“ Der betroffene Präfect entschuldigte sich und begleitete Leperdit bis an die Thür.

Leperdit's politische Täuschungen haben übrigens nichts an seinem Charakter geändert. Er gehörte zu den Gemüthern, die der Anblick des Bösen betrüben, aber nicht verhärtet kann. Sein Tod war seines Lebens würdig. Mitten in der Nacht durch Feuerruf geweckt, läuft er nach der Brandstätte, stürzt sich in die gefährlichsten Punkte und bekommt eine Wunde, die er erst dann bemerkt, als die Gefahr aufgehört hat. Man bringt ihn ohnmächtig zurück: in zwei Jahren verschlimmert sich seine Wunde und wird jeden Tag unheilbarer. Er läßt keine Klage hören, kein Zeichen von Ungeduld blicken und denkt nur an die Kinder, die ihn umringen. Plötzlich blieb eines von ihnen aus. Leperdit fragt nach dem Grund seiner Abwesenheit; man antwortet ihm verlegen, daß es krank ist. Noch denselben Tag erfährt er, daß Berton's Verschwörung entdeckt worden ist; er zweifelt nicht, daß sein Sohn eines der Opfer sei. Doch er schweigt, um seiner Frau, seinen Kindern eine Erklärung zu sparen, die sie fürchten, und drängt seinen Schmerz ins Innerste zurück. Achzehn Monate lang erkundigt er sich jeden Morgen nach der Krankheit des abwesenden Sohnes und stellt sich, als glaube er, was man ihm antwortet. Endlich, da die letzte Stunde kommt und er weiß, daß der Schmerz, den er erregen wird, in dem noch größeren Schmerz über seinen eigenen Verlust untergehen wird, fragt er zum letztenmal nach seinem Sohn. Alles schlägt die Augen nieder und schweigt. — „So ist er also todt“, flüsterte der Greis. — „ich wußte es gleich. ... Gott verzeih ihnen!“

Dies waren die letzten Worte eines Mannes, dessen ganzes Leben dem Kampfe gewidmet war und zwar immer nur für Andere, nie für sich. Die Priester, die er der Guillotine entrissen, weigerten sich, seinen Sarg zu begleiten, und die Stadt, die er verwaltete, vertheidigt und gerettet hatte, wollte ihm nicht einmal eine Grube in ihrem Kirchhof schenken. Man mußte an die öffentliche Großmuth appelliren und die Mittel zusammenbetteln, um sechs Fuß Erde für einen Menschen zu erkaufen, dem die

alten Republiken Statuen errichtet hätten. Doch diese Gabe ward von den Bürgern Rennes gern bewilligt, und wer heute den Kirchhof dieser Stadt betritt, kann gleich neben dem Gitter am Eingang eine Säule von Granit sehen, auf welcher folgende einfache Inschrift gelesen wird:

Leperdit, ehemaliger Maire von Rennes,
Und Aeltester der Schneider.

Doch das Vergnügen, den Verlauf eines Bürgerlebens darzustellen, hat uns ganz von der Schilderung unseres Aufenthaltes in Rennes während der Schreckenszeit entfernt, es ist Zeit, dahin zurückzukehren.

Ich hatte endlich die Geschäfte, die mich in der Hauptstadt der alten Bretagne fesselten, beendet; der Tag der Abreise war da. Nachdem ich mich mit einem Paß versehen, der von den Militairchefs unterzeichnet war und der alle Hemmungen auf meiner Reise heben sollte, ging ich zu dem Bürger Benoist, um von ihm Abschied zu nehmen. Er war so eben mit einem besonderen Auftrag nach Nantes gereist, und seine Frau war ausgegangen. Ich wollte einige Zeilen zur Entschuldigung zurücklassen, als Madame Benoist kam. Bei meinem Anblick fuhr sie freudig empor. — „Ich fürchte, Du wärest schon abgereist, Bürger“, sagte sie. — „Ich komme so eben, um von Dir Abschied zu nehmen.“ — „Du gehst nach Brest?“ — „Ja.“ — „Reisest Du über die Côtes du Nord?“ — „Allerdings.“ — „Kannst Du nicht den Weg über Morbihan nehmen und durch La Roche-Bernard gehen?“ — „Der Weg ist auf dieser Seite gefährlich; ich riskire, in die Hände der Chouans zu fallen.“ — „Doch, wenn Du müdest, würdest Du Dich nicht den Gefahren der Strafe aussetzen, um Jemanden zu retten?“ — „Es kommt darauf an.“ — „Es handelt sich um ein junges Mädchen, dessen Aeltern Du früher gesehen hast.“ Sie nannte mir einen Namen, den ich nicht wiederholen darf und der mir in der That bekannt war. — „Du kannst ihr Ehre und vielleicht Leben retten.“ — „Wie so?“ — „Wenn Du sie nach La Roche-Bernard führst zu Verwandten, die sie verbergen werden.“ — „Sie ist also in Gefahr?“ — „Ja.“ — „Als die Tochter eines Emigrirten?“ — „Nein, sondern weil sie schön ist. Du weißt, Pochole hat alle Klöster, wo man junge Mädchen erzog, räumen lassen. Claire war im Kloster des Jesuskinds; hier hat er sie gesehen.“ — „Ich verstehe, und er hat sich in sie verliebt?“ — „Ja, nach seiner Art verliebt! Nachdem er sie ausgefragt, hat er sie zu zwei alten Tanten geführt, die sie hier hat und wo er sie alle Tage besucht. Da aber das Kind widersteht, so hat er gestern erklärt, er werde die Tanten und die Nichte einsperren lassen, sobald er diese letzte nicht gelehriger fände. Ich habe es so eben gehört; mein Mann ist fort und hat auch nicht Autorität genug, um gegen Carrier's Freund anzukämpfen; nur die Flucht kann Claire retten. Du bist gut, Du hast Herz im Leibe; ich dachte mir, Du würdest vor einer guten Handlung nicht zurückweichen, was auch eintreten mag.“

Ich reichte der Bürgerin Benoist die Hand. — „Ich danke Dir; ich werde durch Bannes gehen und das Mädchen mitnehmen.“

Wir verabredeten Alles, was unsere Flucht sicher machen könnte. Man beschloß, daß wir erst des Abends abreisen sollten, und die Bürgerin begab sich zu Claire's Tanten, um sie zu benachrichtigen und Alles vorzubereiten. Ich erwartete die Nacht mit einer unbeschreiblichen Ungeduld. Die Erwartung einer Gefahr ängstigt immer mehr, als die Gefahr selbst; denn die Phantasie, durch die Unsicherheit des Ausgangs aufgeregt, giebt sich allen Voraussetzungen und Schrecken hin. So ging es auch mir. Endlich sank die Sonne, aber Madame Benoist erschien nicht. Meine Ungeduld verwandelte sich schon in Unruhe, als sie kam. — „Wir haben gezögert“, sagte sie, „weil wir erst eine Verkleidung anschaffen mußten.“

In der That war das junge Mädchen als eine Handwerkerin aus dem Morbihan gekleidet. Wir warfen uns Beide einen neugierigen und fragenden Blick zu. Unsere Lage war seltsam: wir hatten uns noch nie gesehen oder gesprochen und sollten nun mitten in der Nacht zusammen reisen, sie reizend, ich noch jung, und Beide ohne Begleiter, allen Verführungen der Einsamkeit und der gemeinschaftlichen Gefahr preisgegeben.

Madame Benoist machte unserer gegenfeitigen Besichtigung ein Ende, indem sie uns sagte, daß das Kabriolet uns am Eingang der Vorstadt erwarte. Schon konnte man Claire's Verschwinden bemerkt haben; wir hatten keinen Augenblick zu verlieren. Das Mädchen warf sich weinend in die Arme ihrer Beschützerin. — „Wuth gefaßt, Kind“, sagte sie; „wir leben in einer Zeit, wo man stark seyn muß, wenn man leben will; spare die Thränen für ruhigere Tage.“ Dann wandte sie sich gegen mich: — „Ich vertraue sie Ihnen an wie meine Tochter; ihre Ehre ist jetzt die Eure.“ Sie umarmte uns Beide. Ich ergriff die Hand des zitternden Mädchens, und wir thaten einige Schritte auf der Treppe. Drei heftige Schläge an der Hausthür hemmten uns. — „Definet“, rief man, „im Namen des Gesetzes!“ ... — „Das ist Pochole's Stimme“, sagte die befürgte Claire. Die Bürgerin Benoist winkte uns, wieder zurückzugehen; man öffnete unten. Ich hatte kaum Zeit, das Mädchen hinter die halbgeöffnete Thür zu drängen. Unmittelbar darauf erschienen Soldaten auf der Treppe. — „Was bedeutet das?“ fragte Madame Benoist mit einer Bewunderung, die höchst natürlich schien. — „Es bedeutet“, schrie Pochole, „daß Du bei Dir Aristokraten versteckst!“ — „Das nenne ich mir einen Spaß!“ — „Donner!

ich spaße nicht. Die kleine Claire ist verschwunden, und man hat Dich heute mehrere Male zu ihren Tanten ins Haus gehen sehen.“ In diesem Augenblick steckte Cajus seinen Fuchskopf hervor unter den Bewaffneten, welche die Treppe besetzten. — „Du mußt uns die Kleine ausliefern, rief Pochole, mit bloßem Säbel an die Mauer schlagend, und das auf der Stelle; wo nicht, laß ich Dein Haus niederreißen und schicke Dich in den Thurm Lebast, die Gesetze zu studiren, die es verbieten, Emigranten bei sich aufzunehmen.“ — „Sachie, sachie!“ sagte ein Mann des Volkes, der die Soldaten zur Seite drängte, und an dessen dreifarbigem Schärpe ich einen Municipaloffizier erkannte; „wenn die Vermisste hier ist, so wird man sie finden.“ — „Zur Sache, rief Pochole, wir wollen Alles durchsuchen ohne viel Redens. Unwillkürlich stellte ich mich vor die Thür; der Municipaloffizier bemerkte diese Bewegung und verstand sie. — „Seht nur erst anderswo“, sagte er, „in den Zimmern, die aller Welt offen stehen, pflegt man die Proskribirten nicht zu verbergen.“ Pochole und die Soldaten durchliefen rasch das Zimmer, in dem wir uns befanden, und stiegen in die obere Etage. — „Jetzt“, fuhr der Municipaloffizier fort, indem er sich zu uns wandte, „rasch, durch die Hofthür.... Führt sie fort.... Sie werden sie nicht sehen.“

(Schluß folgt.)

England.

Memoiren des Obersten Maceroni *).

Der Verfasser dieser Selbst-Biographie hat so merkwürdige Wechsel des Glückes erfahren — er ist so befremdlicher Weise von Rang und Wohlstand zur drückendsten Noth herabgesunken, daß seine in diesen Bänden enthaltene Appellation an die Gerechtigkeit seiner Landsleute (denn trotz seines Italienischen Namens ist er ein Engländer) den Leser gewissermaßen zu einer Prüfung seiner Handlungsweise zwingt.

Der Großvater unseres Autors — Marchese Maceroni — war einer der reichsten Nobili von Rom gewesen. Er verwendete einen großen Theil seines Vermögens auf die Verbesserung von Aaun: Werken, die er von dem Gouvernement gepachtet hatte; als er aber in späterer Zeit, wie es scheint in Folge einer Intrigue, seine Pacht nicht erneuern durfte, kam er in mißliche pecuniaire Verhältnisse und starb, ohne seiner zahlreichen Familie Etwas zu hinterlassen. Einer von seinen Söhnen, der Vater unseres Autors, erhielt zuerst eine Anstellung in Marseille, die er bald wieder verlor. Dann nahm er Dienste bei der Französischen Armee; und später finden wir ihn zu Gibraltar, wo er eine Schule gründen wollte, aber von den Behörden, die „das Licht der Aufklärung scheuten“, daran verhindert wurde. Er begab sich nun als kaufmännischer Agent nach England und heirathete eine wohlhabende Engländerin.

Im Jahre 1788 wurde unser Autor zu Manchester geboren. Er genoss in England seine erste Schulbildung und begab sich schon im 12ten Jahre zu seinem Oheim nach Rom, wo er ein sehr genussreiches Jünglings-Alter verlebte. Ein lebendiger, unternehmender Geist, großes technisches Geschick und Geschmack an gymnastischen Übungen jeder Art zeichneten unseren Helden schon frühzeitig aus. Wir brauchen ihm auf seiner mit den mannigfachsten Abenteuer ausgestatteten jugendlichen Laufbahn nicht weiter zu folgen und bringen ihn gleich nach Neapel, wo er sich in den gesellschaftlichen Kreisen auszeichnete und endlich (im Jahre 1814) Murat's Adjutant wurde. Als die Lage des Königs beider Sicilien schon sehr bedenklich war, schickte er den jungen Obersten in der Eigenschaft eines bevollmächtigten Geschäftssträgers an die Verbündeten, welche unlängst ihren Einzug in Paris gehalten hatten. Es gelang ihm, vom Kaiser Franz für seinen König das Anerbieten eines Aufenthalts in Desterreich zu erwirken, jedoch unter der Bedingung, daß Murat den Titel eines Grafen von Lipona annehme. Mit diesem Anerbieten begab sich Maceroni nach Korsika, wohin Murat sich geflüchtet hatte; allein es war schon zu spät. Der Verbündete hatte bereits den wahnsinnigen Entschluß gefaßt, an der Spitze einer Handvoll Leute seine Ansprüche auf den Thron wieder geltend zu machen; und das Zureden seiner Freunde, dem Anerbieten des Kaisers von Desterreich Gehör zu geben, war fruchtlos. Murat ging mit seiner kleinen Flotte, die während der Nacht über das Meer zerstreut wurde, unter Segel. Die Folgen sind bekannt. Als der König sah, daß seine Expedition hoffnungslos war, wollte er sich des Kaiserlichen Frei-Passes bedienen, den ihm Maceroni mitgebracht, und nach Triest abgehen; zuvor aber landete er in dem Hafen Pizzo, um sein Schiff mit Wasser und Proviant zu versorgen. Hier wurde er festgenommen, ins Gefängnis gebracht und nach einem summarischen Prozeß erschossen. Der Oberst Maceroni begab sich von Korsika wieder nach Paris, wo ihn die Behörde, die damals auf Jedermann mißtrauisch war, ins Gefängnis bringen ließ. Er mußte noch einiges Ungemach erleiden, bis es ihm endlich gelang, den Britischen Botschafter für sich zu in-

teressiren. Maceroni erlangte durch dessen Verwendung seine Freiheit und kehrte mit dem Verluste eines Theiles seines Vermögens nach England zurück. Bald darauf erregte der Freiheitskampf der Süd-Amerikanischen Patrioten die Sympathie unseres Autors; er ging nach Amerika, verfocht ihre Sache mit Enthusiasmus, vergeudete dabei alle seine Mittel und gerieth, weil Undank sein Lohn war, in Dürftigkeit. Jetzt widmete er sich mit Eifer anderen Bestrebungen, zu denen sein erfinderischer Geist sehr geeignet scheint, und er erfand eine sehr sinnreich zusammengesetzte Lokomotive, die er aber aus Mangel an Fonds wieder aufgeben mußte; oder vielmehr, Andere machten sich seinen Mangel an Fonds zu Nuzen, und Maceroni verlor die Früchte seiner Erfindung. Nachdem ihm noch mehrere andere Projekte gescheitert waren, blieb ihm, wie er selbst gesteht, keine andere Hülfquelle mehr, als die Bekanntmachung der vorliegenden Denkwürdigkeiten seines Lebens.

Bibliographie.

- National religion, or the voice of God to the British church and nation. — Von A. Schittler. 6 S.
 Scriptural peace in death. — 2 S.
 Edinburgh and its society in 1838. — 5 S.
 Burke's Extinct and dormant Baronetries. — 32 S.
 Reminiscences of half a century. — 7 S.
 Hints on study and employment of time. — 4 S.
 Narrative of the rebellion in the Canadas. — 1 S.
 Translations from the lyric poets of Germany. — Von Macray.
 Lempriere's Classical Dictionary. — Von Barker. 16 S.
 Müller's Physiology. — Aus dem Deutschen überfetzt von Dr. Baly. Erster Band. 17 S.
 On intermarriage. — Von Walker. 14 S.
 Victoria, an anecdotal memoir of Her Majesty. — 3 S.

Mannigfaltiges.

— Französische Literaten im Vergleiche mit Deutschen. Der Feuilletonist des „Courrier Français“, Herr Eugen Guinot, dem Beobachtungstalent und Wig nicht abzuspochen sind, macht über den Unterschied Deutscher und Französischer Literatur folgende Bemerkungen: „Für die Französische Literatur ist es unstreitig ein Unglück, daß sie nur ein Foyer, einen Brennpunkt hat. Man blicke dagegen auf Deutschland! Dort kennen die Geister nicht jene Beweglichkeit, jenen unruhigen Ehrgeiz, die sich einen weiten, ausgedehnten Schauplatz suchen: die Liebe zu ihrem Lande ist in den Herzen tief eingegraben und das Vaterland auf einen engen Kreis beschränkt. Die Menschen sind dort wie die Bäume, die durch ihre Wurzeln mit dem Boden, der sie erzeugte, zusammenhängen und ihm allen ihren Schatten, alle ihre Blüten, alle ihre Früchte spenden. Jede Stadt besitzt ihre Schriftsteller, ihre Dichter, ihre Maler und ihre Musiker, auf die sie stolz ist und für welche sie eine Kapelle, eine Oper, ein Museum und mehrere Zeitschriften hält. Warum ist es nicht eben so bei uns? Unsere Literatur und unsere Kunst würden dabei an einer glücklichen Mannigfaltigkeit der Charaktere und der Originalmuster gewinnen, und wir würden endlich auch bekommen, was uns fehlt, nämlich eine gute Spezialgeschichte jeder Französischen Provinz. Statt dessen sehen wir, daß der Literat, der sich nur einigermaßen fühlt, sogleich sein Departement verläßt und nach Paris sich begiebt. Hat er Talent, so muß dieses die gewöhnliche Bahn des Novizates betreten: der Anfänger muß sich zunächst an die kleinen Journale wenden, um sich bekannt zu machen; er muß in unbedeutenden Arbeiten, in vielerlei Versuchen seine Kraft vergeuden, seinen Geist, seine Phantasie an den täglichen Forderungen eines schalen Publikums verschwenden. Alle Originalität, die er mitgebracht, verliert sich in der Pariser Form, in der Nachahmung solcher Schriftsteller, die ihr Glück gemacht, und in der Annahme gewisser conventioneller Gebräuche. Wenn er nach vielen Anstrengungen eine Stellung endlich erlangt hat, so ist es fast immer auf Kosten seines wirklichen und ursprünglichen Werthes geschehen; er hat den besten Theil seines Geistes zum Opfer gebracht, um das Piedestal seines Rufes zu errichten. Nun, da er auch einen Verleger leicht findet, schreibt er ein Buch; er produziert einen jener Romane, deren wir täglich so viele sehen, alle auf denselben Leisten geschlagen, alle mit denselben unrichtigen und übertreibenden Farben die Sitten der Zeit darstellend und bemüht, durch das Geschraubte oder Aufschallende des Sujets den Mangel an schwierigen Einzelheiten zu verdecken. Dies ist der Weg, auf dem so viele Talente sich verirren, weil sie in der Heimat sich nicht zu erhalten wissen oder vielmehr nicht erhalten können; denn nicht den Literaten muß man anklagen, sondern die Provinz, die ihn weder aufmuntern noch fesseln will. Eine Stadt in der Provinz fühlt sich stolz und glücklich, wenn sie durch ihre Stahlwaaren oder durch ihre Kattunfabriken berühmt ist; sie hat nicht die Eitelkeit, sich auch um Literatur und Kunst zu kümmern: das sind ja Dinge, die ihr von ihren Korrespondenten in Paris nach der neuesten Mode geliefert werden, und immer weiß man seinen Geschmack nach der Qualität und seine Bedürfnisse nach der Quantität dessen einzurichten, was die Pariser einsenden. Was die Hauptstadt produziert, ist zur Consumtion der Provinz vollkommen ausreichend. Zu Hause verkannt und mißhandelt, haben der Literat und der Künstler nichts Besseres zu thun, als die Provinz zu verlassen, um außerhalb ihres Landes, um in Paris Propheten zu werden.“

* Memoirs of the Life and Adventures of Colonel Maceroni. 2 Bände. — Der Verf. nennt sich auf dem Titel: ehemaliger Adjutant Joachim Murat's, Ritter der Ehrenlegion und des St. Georgen-Ordens beider Sicilien, Ex-Brigade-General im Dienste der Republik Columbia u. s. w. u. s. w.